



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Indische Zustände : (Schluß). 4

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

aber wir wollen zu Ende kommen mit dem zusammenfassenden Gedanken, daß die Sozialdemokratie, über berechnete Forderungen hinauschießend, mechanisch von außen her den Staat mit Gesetzparagrafen neu gründen will, der Antisemitismus dagegen den gewordenen Staat lebendig von innen heraus mit Anordnungen reformiren wird, die in einem von wirklichem Lebensblut zeugenden Zusammenhang mit dem Wesen unsrer Nationalität und dem der Religion der Liebe stehen. Wie diese Anordnungen im besondern aussehen werden, darüber wird ebenso wenig von Herrn Stöcker irgend jemand den Herren vom Freisinn etwas verraten können, aber dessen können sie schon jetzt versichert sein, daß es Gesetze sein werden, die, ohne den Charakter der Duldsamkeit zu verleugnen, doch den Juden und ihresgleichen den Zwang auferlegen, sich vor dem Geist unsers Glaubens und unsers Volkstums zu beugen.



## Indische Zustände

(Schluß)

4



ie Verhältnisse der englischen Herrschaft in Indien sind so einzig in ihrer Art, die innern politischen, sozialen und religiösen Zustände der indischen Bevölkerung so verwickelt, daß die Zukunft des anglo-indischen Reichs ohne Zweifel das schwierigste Problem ist, das sich in unsrer Zeit der politischen Spekulation bietet. Aber es ist zugleich eins der wichtigsten Probleme für die gesamte Menschheit, da es die weitem Geschichte einer bildungsfähigen Bevölkerung von 260 Millionen Seelen betrifft, und es ist im besondern auch bedeutungsvoll und anziehend für uns Deutsche, die wir begonnen haben, auf dem Gebiete der Kolonisation dem Vorgange der Engländer zu folgen. Treten wir also diesem Problem etwas näher.

Die englische Regierung in Indien stützt sich, wie wir gesehen haben, in erster Linie auf das Heer, und von diesem Heer bestehen volle zwei Drittel aus einheimischen Söldnern, die mit ihren Herren durch keine Bande des Bluts oder Glaubens verbunden sind, sondern deren Treue allein auf ihrem kriegerischen Ehrgefühl und ihrer Dankbarkeit gegen ihre Lohnherren beruht. Nun kann es zwar nicht bezweifelt werden, daß es die Engländer ausgezeichnet verstanden haben, diesen Sepoys einen echt militärischen Geist anzuerziehen. Ein

Jahrhundert ununterbrochener Siege weckt natürlich den Stolz des Kriegers auf seine ruhmreichen Fahnen; ein kameradschaftlicher Ton, eine warme Fürsorge und eine vorbildliche Tapferkeit gewinnen dem britischen Offizier die persönliche Zuneigung seiner Untergebenen; und die langerprobte Zahlungsfähigkeit und Zahlungswilligkeit der englischen Regierung fesselt den Söldner mit seinem eignen Interesse an ihre Seite.

Aber wer möchte deshalb behaupten, daß die Treue der Sepoys niemals wanken könnte? Noch hat jede Regierung, die sich auf fremde Söldnertruppen stützte, über kurz oder lang deren Unzuverlässigkeit erfahren. Schlechte Behandlung weckt den Unmut des Mietlings, gute leicht seinen Übermut, und es ist schwierig für den Führer, immer das richtige Maß zu treffen, besonders schwierig in Indien, wo die Verschiedenartigkeit der Anschauungen, Gefühle und Sitten dem britischen Offizier das Verständnis für die wechselnden Stimmungen seiner Untergebenen trübt. Das Wesen des Sepoys ist schwer zu ergründen; dem Auge des Europäers zeigt er meist nur die offener zu Tage liegenden Lichtseiten seines Wesens. Aber wer kann wissen, was in der Tiefe schlummert? Ferner: das Blut des Inders ist rasch erregt, und seine religiösen Gefühle sind leicht verletzt. Mag auch die Ruhe heute nicht bloß scheinbar sein, wer bürgt dafür, daß sie morgen nicht gestört wird? Man denke an die gefetteten Patronen von 1857 und an die prophetischen Worte, die der neuernannte Vikarönig Lord Canning 1856 vor seiner Abreise nach Indien sprach: „An dem indischen Himmel, mag er noch so klar sein, kann plötzlich eine kleine Wolke aufsteigen, die, zuerst nicht breiter als eine Hand, rasch größer und größer wird und uns zuletzt mit Unheil zu überschütten droht.“ Schon früher einmal hatten die Sepoys in Südbindien gemeutert (mutiny of Vellore 1796). Der große Aufstand von 1857 ist bekannt genug. Wer wollte behaupten, daß sich dergleichen nicht wiederholen könnte?

Eine Meuterei unter den einheimischen Söldnern ist immer möglich, und deshalb haben die Engländer Vorkehrungen getroffen, ihr besser begegnen zu können als 1857. Die britische Regierung hat die Lehren jenes furchtbaren Jahres nicht vergessen. Der Aufruhr verbreitete sich damals so rasch über die gesamte Bengalarmee, weil sich diese in der Hauptsache aus einer bestimmten Klasse rekrutierte. Fast die ganze Infanterie bestand aus Brahmanen und Radschputen von Auddh und den Nordwestprovinzen, also aus Leuten verbunden durch Gemeinsamkeit der Interessen und Anschauungen und mehr als andre unter dem Einfluß von religiösen Gefühlen und Kastenvorurteilen. Heutzutage ziehen die Madras- und Bombayarmeen ihre Rekruten aus vielen verschiedenen Stämmen und Kasten des Dekkan und mischen sie in den Regimentern durch einander, während in der zahlreichern und wichtigern Bengalarmee die verschiedenen Kassen, Religionen und Kasten meistens kompagnieweise getrennt gehalten werden, sodaß z. B. ein Regiment zwei Kom-

pagnien Sikhs, eine Kompagnie Brahmanen, eine Kompagnie Radschputen, zwei Kompagnien muhamedanische Pundschabis, eine Kompagnie Pathans und eine Kompagnie Dogras hat. Wie in den neuern Kriegsschiffen der Ausbreitung des Wassers beim Leckwerden durch die wasserdichten Abteilungen, so wird in dem indischen Heere dem Umsichgreifen einer Meuterei durch die Trennung der verschiedenen sozialen Elemente vorgebeugt.

Daneben ist die militärische Stellung der Engländer in Indien auch sonst bedeutend verstärkt worden. Bei der Reorganisation nach Unterdrückung des großen Aufstandes wurde der Grundsatz festgehalten, daß das Verhältnis zwischen einheimischen und europäischen Truppen das von 2 : 1 niemals bedeutend übersteigen und daß die gesamte Artillerie ausschließlich von Europäern bemannt werden solle. So standen 1856 den 232000 Sepoys nur 39000 Europäer gegenüber, jetzt dagegen den 141000 Sepoys 71000 Europäer. Alle größern Festungen des Landes sind heute von britischer Artillerie besetzt, alle Arsenalen von britischen Truppenteilen bewacht, und alle schweren und Feldbatterien werden von Europäern bedient. Außerdem stellt eine Truppe von 71000 Europäern jetzt an und für sich eine weit größere Truppenmacht dar, als vor fünfundsiebzig Jahren. Damals waren die britischen Truppen in kleinen Abteilungen über das Land zerstreut, und es war schwierig, zeitraubend und kostspielig, auch nur eine kleine britische Streitmacht an irgend einem Punkte Indiens zu sammeln. Als der Aufstand ausbrach, waren kaum 650 Kilometer Eisenbahnen fertig, während augenblicklich 27000 Kilometer in Betrieb sind. Alle größern Garnisonen, Festungen und Arsenalen sind jetzt mit einander und mit der Küste durch Schienenwege verbunden. Während 1857 ein Regiment drei bis vier Monate brauchte, um von der Küste nach dem Pundschab zu marschieren, kann es jetzt in einer Woche von Kalkutta nach Lahore gebracht werden. Verstärkungen von England, die damals um das Kap herum drei Monate unterwegs waren, landen jetzt in Bombay binnen dreißig Tagen nach der Abfahrt von Plymouth. Schließlich darf auch das Volunteerkorps nicht vergessen werden. Aus Europäern und Eurasiern bestehend, etwa 25000 Mann stark, zwar nicht hervorragend ausgebildet, aber gut bewaffnet, könnte sich dieses Korps im Falle eines Aufstandes für Verteidigungszwecke sehr nützlich erweisen und würde jedenfalls die Wiederkehr der schlimmsten Unglücksfälle des Jahres 1857 verhüten. Nach alledem kann es nicht zweifelhaft sein, daß eine Meuterei der Sepoys heutzutage weit rascher niedergeschlagen werden würde als vor dreißig Jahren. Und im allgemeinen kann auch die Regierung auf die Treue ihrer einheimischen Truppen zählen, denn die erwähnten Aufstände von 1796 und 1857 bilden doch nur einige dunkle Flecken in dem hellen Bilde eines ganzen Jahrhunderts von treuen Diensten.

Aber die Macht der britischen Regierung in Indien beruht nicht allein auf dem Heer. Der immer wachsende Einfluß des Staates auf alle Gebiete

des öffentlichen Lebens hat in allen zivilisirten Ländern die Stellung der Regierung gegenüber revolutionären Bestrebungen ungeheuer verstärkt. Durch ein Heer von hohen und niedern Beamten streckt sie ihre Fühler nach allen Richtungen aus, hat ihre Verbindungen in allen Schichten der Bevölkerung und wird immer über die Bewegungen und Pläne aller feindlichen und umstürzlerischen Elemente unterrichtet. Sie besitzt die Einheit der Leitung, die ihren Gegnern abgeht. Sie beherrscht die Knotenpunkte der Straßen, die Eisenbahnen und Telegraphen. Sie verfügt endlich über unerschöpfliche Geldmittel. In Indien kommt noch hinzu, daß sie in der See eine unangreifbare Basis hat, daß sie mit Hilfe ihrer Flotte die Meere beherrscht, das Land wirksam gegen außen absperren und die Einfuhr von Waffen, Munition u. dgl. gänzlich verhindern kann. Das ungeheure auf der Halbinsel angelegte englische Kapital, der gewaltige Handel zwischen den beiden Ländern hat neue Bande um England und Indien geschlungen. Die Verbindung zwischen ihnen wird von Jahr zu Jahr fester. Die räumliche Ausdehnung der indischen Halbinsel, die früher jeden Versuch einer politischen Vereinigung verhinderte oder im Keime erstickte, wird dem anglo-indischen Reiche nicht mehr verderblich werden. „Denn dem Umfange der Staaten sind heute kaum noch Grenzen gesteckt, wo Dampf und Elektrizität den politischen Körpern einen neuen Blutumlauf in Gestalt der Eisenbahnen und ein neues Nervensystem in Gestalt von Telegraphen gegeben haben.“

Von den Unterthanen freilich kann die englische Regierung eine thatkräftige Unterstützung feindseligen Bestrebungen gegenüber nicht erwarten. Die Engländer herrschen in Indien nicht durch den Willen des Volkes, und da wäre es doch wunderbar, wenn der Inder für die Erhaltung der englischen Herrschaft sein Gut und Blut einsetzen sollte. Man hört wohl von englischer Seite versichern, daß sich die Unterthanen aus Dankbarkeit und in der richtigen Erkenntnis ihres eignen Nutzens um ihre britischen Herren scharen würden. Kann denn der Hindu anders, heißt es, als die fühlbaren Segnungen der englischen Herrschaft mit den Greueln der frühern Anarchie vergleichen? Muß er sich nicht sagen, daß mit dem Sturz dieser Herrschaft die alte Verwirrung unvermeidlich wiederkehren würde? Gewiß muß er das. Aber dabei vergißt man nur, daß die großen Massen leider meist nicht von der Vernunft, sondern von der Unvernunft geleitet werden. Man ist durchaus im Irrtum, wenn man glaubt, daß sich irgend ein Teil der indischen Bevölkerung durch Rücksichten auf das Gemeinwohl in seinen Handlungen bestimmen lassen würde. Gemeinwohl ist dem Inder ein ebenso unbekannter Begriff wie Vaterland, Patriotismus u. dgl. Der Einzelne fragt sich nicht, welche Folgen die britische Herrschaft für das ganze Land hat, sondern jede einzelne soziale Gruppe überlegt, wie ihre eigne Stellung, ihre Sonderinteressen dadurch beeinflusst worden sind. „Nun kommen aber die Wohlthaten, die die Engländer dem Lande im allge-

meinen erwiesen haben, indem sie der furchtbaren Verwirrung, der Räuberwirtschaft, der Säbelherrschaft ein Ende machten, namentlich einer Klasse zu gute, die, wenn auch bei weitem die zahlreichste, doch wenig politischen Einfluß und ein kurzes Gedächtnis hat, nämlich den kleinen Landleuten (ryots).“ Je länger die englische Herrschaft besteht, desto mehr werden die frühern Leiden vergessen, denen sie ein Ende machte. Und gesetzt auch, sie würden nicht vergessen, gesetzt, der Ryot bliebe sich stets der ihm von seinen jetzigen Herren erwiesenen Wohlthaten bewußt, so ist doch kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß sich im Falle einer Bedrohung der englischen Herrschaft von andrer Seite dieses Gefühl der Dankbarkeit auch in Thaten umsetzen würde. Der indische Bauer ist seit Jahrtausenden zu sehr gewöhnt, den Wechsel seiner Herrscher stumm über sich ergehen zu lassen, und es wäre sehr zu verwundern, wenn ihm jetzt auf einmal der Gedanke käme, er könne eigentlich die politischen Geschicke seines Landes selbst mit bestimmen und sich zum Herrn setzen, wer ihm gefiele. Die große Masse dieser Landbevölkerung kommt aber auch so wenig in unmittelbare Berührung mit den Engländern, steht ihrem Wesen so fremd gegenüber und hat so wenig eigentliches Verständnis für ihre Politik, daß es gelegentlich gar nicht einmal schwer wäre, die Absichten ihrer britischen Herren bei ihr zu verdächtigen. Neben der kleinen Landbevölkerung ist es vor allem der Handelsstand, der den augenscheinlichsten Vorteil von der jetzigen Ordnung zieht, und da er im allgemeinen aus leidlich urteilsfähigen Menschen besteht, so wünscht er gewiß den Bestand der englischen Herrschaft. Leider wird es nur auch bei ihm meistens bei dem Wünschen bleiben. Kein Zweifel: „die Klassen, die den ewigen Kriegen früherer Zeiten, der Bedrückung, dem Raube, dem Morde preisgegeben waren, sollten ihre Befreier segnen, aber es ist wenig wahrscheinlich, daß die Bedrücker, Räuber und Mörder dasselbe thun; und diese bilden, wenn auch eine kleine Minderheit, doch den einflußreichsten Teil der Bevölkerung“ (Seeley). So sind wirklich feindselig gesinnt zunächst die zahlreichen militärischen Abenteuerer und Glücksritter meist zentralasiatischer Abkunft, die seit Jahrhunderten in den indischen Heeren und an den indischen Höfen die allgemeine Verwirrung für ihren persönlichen Ehrgeiz auszunutzen pflegten, und deren Treiben die feste Ordnung der englischen Herrschaft ein Ende gemacht hat. Ferner die Angehörigen abgesetzter Dynastien samt ihren Gefolgsleuten. Dann überhaupt die höhern Schichten der Muhammedaner, die unter der mongolischen Dynastie als die Vertreter der herrschenden Religion alle einflußreichen Posten monopolisirten, und die Brahmanen, deren soziale Stellung durch das Eindringen europäischer Bildung und Aufklärung allmählich untergraben wird. Alle diese früher herrschenden Klassen schreiben mit Recht das Schwinden ihres Einflusses auf Rechnung der „bauernfreundlichen“ Politik der Engländer und würden den Sturz der jetzigen Machthaber mit Freuden begrüßen. Glücklicherweise entspricht aber ihre Macht nicht ihren

bösen Absichten. Gegenseitige Eifersucht hindert sie an gemeinsamem Handeln, die Unterstützung der Massen fehlt ihnen, und das starke Heer der Regierung schreckt von vereinzeltm Vorgehen ab. Gern würden sie wieder gelegentlich, wie 1857, die Mißstimmung der einheimischen Söldner für ihre Zwecke auszubenten suchen, aber die jetzige Zusammensetzung der Sepoyregimenter macht diese solchen Untrieben weniger zugänglich; und schließlich zeigt gerade der Ausgang jenes Aufstandes, daß eine Meuterei ihrer indischen Truppen der englischen Regierung noch nicht gefährlich wird, solange sie nicht den Charakter einer nationalen Erhebung trägt und als solche bei den Massen Unterstützung findet. Es ist nicht anders: solange die indische Bevölkerung in ihrer jetzigen Zersplitterung und politischen Bewußtlosigkeit verharret, ist die Herrschaft der Engländer gegenüber ihren innern Feinden fest und sicher gegründet.

Wie aber, wenn in diesen Verhältnissen ein Wechsel einträte? Für gewöhnlich vollziehen sich freilich solche Änderungen in dem gesellschaftlichen Leben großer Volksmassen nur langsam und unmerklich. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Indien gewissermaßen ins Schlepptau genommen worden ist von Europa, wo wir jetzt mit Woll dampf vorangehen. Es ist wahrscheinlich, daß unter dem Hochdruck europäischen Fortschritts und dem Einfluß fester Ordnung Indien rasch durch Entwicklungsstufen hindurchgeführt werden wird, die in dem Leben anderer Völker Jahrhunderte in Anspruch genommen haben. „Der Hindu macht jetzt in zwei Tagen eine Reise, die vor einem Menschenalter einen Monat in Anspruch nahm, weil die Engländer Eisenbahnen gebaut haben, ehe er selbst sich nur gepflasterte Wege geschaffen hatte; und so wird die geistige Entwicklung des Hindu vielleicht auch fortschreiten mit Überspringung von Zwischenstufen.“ Wie, wenn sich Indien, dem demokratischen Zuge des Westens folgend, unsere Ideen von dem souveränen Volk und dem Selbstbestimmungsrechte der Massen aneignete? Die britische Herrschaft muß den Volksgeist unwillkürlich in diese Richtung drängen. Die Gedanken des Nyots sind nicht ausschließlich durch die schwere Sorge für den täglichen Unterhalt und die fortwährende Angst um Leib, Weib und Gut in Anspruch genommen. Die friedliche Ordnung, die bessern Erwerbsbedingungen geben ihm Ruhe, auch über die Grundlagen seiner gesellschaftlichen Existenz nachzudenken. Die Sicherheit des Lebens und Eigentums, die Fürsorge einer wohlwollenden Regierung, die stets betonte Rücksicht auf sein Wohl erschienen ihm zuerst und erscheinen ihm wohl auch noch jetzt als etwas neues, seltsames, unverständliches. Aber wie bald wird er sich gewöhnen, sie als selbstverständlich hinzunehmen, wie bald sie als sein Recht fordern, wie bald lernen, daß die Regierung um seinetwillen, nicht er um der Regierung willen da ist! Obendrein bemühen sich noch einige halbgebildete Sinder, diesen natürlichen Entwicklungsgang zu beschleunigen. Unter dem Namen eines Nationalkongresses haben sich ein paar hundert unklare und schwaghafte Köpfe zusammengethan, um auf eine

für Indien so außerordentlich zeitgemäße parlamentarische Vertretung hinzuwirken. Unter die großen Kinder des Landes werden zu Tausenden und Hunderttausenden politische Bibeln verteilt, und die ganze einheimische Presse — über vierhundert Zeitungen — befließigt sich, den Ryot möglichst mit seinen bürgerlichen Rechten, nicht aber mit seinen bürgerlichen Pflichten bekannt zu machen. Wenn auch glücklicherweise zur Zeit nur wenige die phrasenhaften Ergüsse jener Volkstribunen zu lesen vermögen, so wird es doch nicht lange dauern, bis die Massen etwas zum politischen Selbstbewußtsein erwachen.

Aber muß denn eine solche Entwicklung notwendig der englischen Herrschaft gefährlich werden? Gewiß nicht, solange sie nicht Hand in Hand geht mit einer nationalen Einigung der Bevölkerung, denn mit der wachsenden Erkenntnis müßte auch das Verständnis für die Segnungen der englischen Herrschaft wachsen, und wenn sich trotzdem der Wunsch nach deren Beseitigung einstellen sollte, so würde doch die Ausführung an den innern Feindschaften scheitern. Ist aber eine nationale Einigung in absehbarer Zeit zu erwarten? Wir haben als Haupthindernis der ethnischen Verschmelzung der indischen Bevölkerung die rasche Folge der Invasionen und die dadurch gegebene Fortdauer der allgemeinen Verwirrung erkannt. Diese Hindernisse sind beseitigt. Die englische Herrschaft hat der tausendjährigen Anarchie ein Ende gemacht, und Indien ist in eine Periode friedlicher Entwicklung eingetreten. Ist es nicht wahrscheinlich, daß diese, wenn sie länger andauert, zur Bildung einer indischen Nation führen wird? Nein, denn Jahrtausende haben jetzt ihren Stempel auf die innern Gegensätze gedrückt. Die einzelnen Bestandteile der indischen Bevölkerung haben die Lebensstufen überschritten, wo sich solche Verschmelzungen leicht vollziehen. Sie haben die Formbarkeit der Jugend verloren. Sie haben sich — wenigstens die wichtigsten unter ihnen — im Laufe der Zeit jede eine feste Schriftsprache geschaffen mit einer hochentwickelten Literatur, als einen nicht mehr zu verwischenden Ausdruck ihres eigentümlichen Wesens, als eine stete Mahnung an ihr Recht und ihre Pflicht, ein Sonderdasein zu führen. Vielleicht mögen sich in den einzelnen Landesteilen verschiedene kleine Nationalitäten ausbilden; sie würden aber dann immer noch durch ihre gegenseitige Eifersucht den Bestand der englischen Herrschaft ermöglichen. Doch ebensowenig wie Franzosen und Spanier, wie Engländer und Deutsche werden Marathen und Tamulen, Bengalis und Pathans jemals zu einer einheitlichen Nation zusammenwachsen.

Weit eher als auf ethnischem wäre eine Konzentration auf religiösem Gebiete möglich. Die religiösen Anschauungen der Massen sind ein Ausdruck oder Spiegelbild ihrer politischen und sozialen Geschichte durch viele Geschlechter. Die wilde, unstete und unsichere Existenz, die die indische Bevölkerung Jahrhunderte oder Jahrtausende hindurch geführt hat, ist die Ursache des zerrissenen und ordnungslosen Zustandes des populären Brahmanismus. Nur so, aus

den politischen Wechselfällen und ewigen Katastrophen der indischen Geschichte, erklärt es sich, daß ein Land, das schon vor zweitausend Jahren zwei so große volkstümliche Religionen, wie Brahmanismus und Buddhismus, hervorgebracht hatte, noch heutigestags mit religiöser Anarchie kämpft. Jetzt aber hat die englische Herrschaft die ganze gesellschaftliche Atmosphäre, in der der Brahmanismus lebt, von Grund aus verändert, und wir müssen erwarten, daß sich über kurz oder lang in Indien große Wandlungen auf religiösem Gebiete vollziehen werden. Vor dem hellen, frei hereindringenden Lichte der modernen Wissenschaft müssen die rohen, abergläubischen Vorstellungen der Massen verschwinden; in der milden, gleichmäßigen Wärme des britischen Friedens wird sich der Hinduismus unter neuen Glaubensformen, die vorherzusagen unmöglich ist, voraussichtlich befestigen, er wird der innern Anarchie Herr werden und dadurch nach außen hin an Widerstandskraft gewinnen. Gleichzeitig aber hat der indische Islam, vom politischen Gebiete mehr auf das religiöse zurückgedrängt und durch die Vernichtung des Sikhreiches wieder mit der übrigen muhammedanischen Welt in unmittelbarem Zusammenhang gebracht, Veranlassung gefunden, mehr zu der ursprünglichen Reinheit der Lehren Muhammeds zurückzustreben und die in vergangenen Jahrhunderten aus dem Brahmatum übernommenen Glaubenssätze und Gebräuche abzustreifen. Daraus muß sich notwendigerweise eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen Hindus und Moslim ergeben, also ein wirksames Gegengewicht gegen die Gefahren, die sonst aus großen religiösen Bewegungen in Indien für die Herrschaft einer christlichen Regierung erwachsen müßten.

Wir wenden uns nun von der Betrachtung der innern zu der etwaiger äußerer Gefahren. Die Grenze Indiens bildet in ihrer größern Hälfte die See; hier droht der englischen Herrschaft in Indien keine Gefahr. Albion wird wohl noch für lange Zeit die Herrin der Meere bleiben. Zwar kann die englische Flotte nicht mehr wie einst gegen die ganze Welt einstephen: die vereinten Flotten allein zweier Großmächte, z. B. Frankreichs und Italiens, sind ihr vielleicht schon gewachsen; aber keine denkbare Koalition von feindlichen Mächten würde imstande sein, ein Heer nach Indien zu werfen, das mit den anglo-indischen Truppen den Kampf aufnehmen könnte, oder auch nur die Verbindung zwischen England und Indien wirksam zu unterbrechen. Denn von Gibraltar, Malta, Cypern, Ägypten, Perim und Aden aus beherrscht Großbritannien die Straße durch das Mittelmeer, den Kanal und das Rote Meer; von St. Helena, dem Kap und Mauritius aus ebenso den Weg um die Südspitze Afrikas.

Zu Lande folgt die Grenze Indiens dem Zuge der Gebirge. In einer Breite von etwa fünfzig Meilen, in einer Länge von ungefähr vierhundert Meilen und in einer Kammhöhe von mehr als 4500 Metern ziehen sich die gewaltigen Ketten des Himalaja am Süden jenes großen Hochlandes hin, das

uns als der Kern des asiatischen Festlands erscheint, und umgeben die indische Halbinsel gegen Norden mit einem unüberschreitbaren Wall. Während die Gebirge Europas den Verkehr wohl haben hemmen, aber nicht dauernd hindern können, besteht zwischen dem Tafellande von Tibet und den Ebenen Hindustans kein Handel, und keine moderne Armee würde den Marsch von dem Thale des Ganges nach den Hochflächen von Innerasien ermöglichen. Gegen China hin wird die Abschließung Indiens durch die südöstlichen Ausläufer des Himalaja vervollständigt. Im Westen ziehen sich zwar die Ketten des Suleiman bis hinab an den Arabischen Meerbusen und trennen die Ebene des Indus von dem Plateau von Iran. Aber der Gebirgszug ist hier weniger hoch als im Norden und Nordosten und von mehreren für größere Heere gangbaren Pässen durchbrochen. Hier im Nordwesten liegt das Thor Indiens, und hier sind durch den Khatib-, den Bolan- und andre Pässe zu wiederholten malen fremde Eroberer eingedrungen. Von den Völkerwanderungen dravidischer, arischer und scythischer Stämme abgesehen, können wir sechs größere Invasionen rechnen, von denen drei einen staatengründenden, drei einen rein zerstörenden Charakter hatten. Aus Alexanders des Großen Heereszug (327 v. Chr.) ging die baktrisch-griechische Herrschaft über Nordwestindien hervor; die Unternehmungen Muhammeds von Ghazni (1001 n. Chr.) und seiner Nachfolger legten den Grund zu dem ersten muhammedanischen Reiche in Hindustan (Tughlaks) und der Einfall Babers (1524) zu dem zweiten (Großmoguln). Diesen beiden muhammedanischen Staatenbildungen versetzten die Raubzüge Timurs (1398) und Nadir Schahs (1739) den Todesstoß; die Einfälle Ahmed Schahs (1760) brachen die aufstrebende Macht des Marathenbundes. Indien hat also zu Lande nur einen verwundbaren Punkt, aber auf diesem Punkte scheint es ganz besonders leicht verwundbar zu sein, denn zwei Jahrtausende hindurch sind die politischen Geschehnisse der Halbinsel hauptsächlich durch Angriffe auf diese Stelle bestimmt worden. Es fragt sich nun: droht für die englische Herrschaft von dieser Seite her eine Gefahr?

Es war um die Wende unsers Jahrhunderts, als die britischen Staatsmänner am Hugli zum erstenmale ihre Augen über die Nordwestgrenze Indiens hinaus lenkten. Zunächst störte Bonapartes Zug nach Syrien ihre Ruhe, und als diese ziemlich eingebildete Gefahr vorüber war, begannen der Druck des russischen Kolosses auf Persien und die Ausdehnung der russischen Herrschaft in Zentralasien allmählich auch in Indien sich fühlbar zu machen. Die Engländer lernten bald jeden Fortschritt der Heere des Zaren und jede Bewegung seiner Diplomatie mit eifersüchtigem Auge und mit einer gewissen nervösen Aufregung verfolgen. Zweimal schon hat das Erscheinen eines russischen Gesandten in Kabul und die übertriebne Besorgnis vor einem Übergreifen des russischen Einflusses auf Afghanistan die britischen Heere über den Suleiman geführt. Zweimal hat England den Schah befehdet, weil dieser

unter russischen Einflüsterungen zur Belagerung von Herat schritt. Aber während Großbritannien so der geheimen Miniarbeit russischer Diplomatie an den Höfen von Kabul und Teheran oft mit einem überflüssigen Aufwande von Energie gegenübertrat, hat es den russischen Waffen in Zentralasien einen Widerstand entgegenzusetzen weder den Mut noch die Berechtigung gefunden. Und so haben sich denn die russischen Grenzen immer weiter gegen Indien vorgeschoben. Nach einander sind die Kirghisen, die Khanate von Kokand, Buchara und Chiwa und schließlich auch die Turkomanen von Geok-Tepe und Merv den Heeren des Zaren erlegen. Nur Afghanistan liegt noch als einziger unabhängiger Staat zwischen Rußland und Anglo-Indien. Und schon sind sich der Kosak und der Sepoy an den Ufern des Herirud begegnet, diesmal noch zur friedlichen Festsetzung einer streitigen Grenze. Wann werden sie im Kampfe aufeinanderstoßen? Rußland drängt nach dem offenen Meere, dem Indischen Ozean zu, und England kann um der innern Ruhe seiner indischen Besitzungen willen eine solche Nachbarschaft nicht wünschen. Beide Reiche streben nach der Vormachtstellung über ganz Asien, und die Rivalität zwischen ihnen besteht unvermindert weiter. Sie könnten recht gut in Frieden nebeneinander leben, ein jedes zufrieden im eignen Besitz. Aber ist es wahrscheinlich, daß sie es thun werden?\*)

Im Fall eines Kampfes um die Vormachtstellung in Asien hat Rußland nur einen Weg, eine für sich günstige Entscheidung zu erzwingen, nämlich den Angriff auf Indien. Es müßte ein Heer nach Hindustan hineinwerfen, um dort die englische Herrschaft zu erschüttern. Wenn nun Anglo-Indien gegenüber einer solchen russischen Invasion allein in seinen eignen Streitkräften Schutz suchen sollte, so wäre es wahrlich schlecht darum bestellt. Denn diese Kräfte sind verschwind gering gegenüber denen des nordischen Gegners. Rußland hat die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Bei einer Bevölkerung von ungefähr 100 Millionen zählt sein Heer auf Friedensfuß über 800 000 Mann und kann im Kriege auf mehr als 4 000 000 gebracht werden. Gegen etwaige englische Landungsversuche braucht nur ein kleiner Bruchteil bereit gehalten zu werden; und wenn auch Rußland seine Westgrenze durch drei Millionen Soldaten gegen unvorhergesehene Fälle deckt, so bleiben doch immer noch mehr als eine Million zur Verwendung auf dem asiatischen Kriegsschauplatz übrig. Die erste Staffel bilden die transkaspischen Regimenter mit einer Kriegsstärke von 20 000 Mann und das turkestanische Korps von 70 000 Mann. Dahinter stehen in zweiter Linie die Garnisonen des Kaukasus, deren Friedensstärke verschieden auf 100 000 bis 150 000 Mann angegeben wird, während auf Kriegsfuß ihre Zahl auf 300 000 Mann anschwillt; und hinter diesen wieder die gewaltigen

\*) Das Folgende im Anschluß an des Verfassers Studie „Rußland und Anglo-Indien.“ Militärwochenblatt, Nr. 106 ff.

Truppenmassen des europäischen Rußlands. Anglo=Indien verfügt nur über 71000 Mann englische Truppen und 141000 nicht immer zuverlässige einheimische Söldner. Aber selbst von diesen 212000 Mann kann nur ein Teil gegen außen verwendet werden. Denn die anglo=indische Armee ist nicht so sehr eine Armee zur Verwendung gegen einen äußern Feind, als eine militärisch organisirte Polizeitruppe, deren Hauptaufgabe die Aufrechterhaltung der Ruhe innerhalb des Reiches ist. Wenn wir annehmen, daß zur Verteidigung der Nordwestgrenze eine Feldarmee von 100000 Mann aufgestellt werden könnte, so haben wir wohl eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. Auch das Mutterland könnte keine bedeutenden Verstärkungen abgeben, da seine eignen Verteidigungsmittel gegenüber der Gefahr einer französisch=russischen Verbindung keineswegs besonders stark sind. Ein so ungünstiges Zahlenverhältnis wird auch nicht einmal zum Teil durch eine moralische Überlegenheit der anglo=indischen Truppen ausgeglichen. Denn eine überlegene Tapferkeit kann jedenfalls nur den britischen Soldaten zugeschrieben werden, nicht auch dem Sepoy, und dem stehen auf russischer Seite gegenüber eine größere Genügsamkeit und Gewöhnung an Entbehrungen bei dem gemeinen Mann, eine bessere Disziplin, eine mehr modernen Verhältnissen angepasste Taktik und größere Übung der Generale in der Führung großer Truppenkörper.

Die Engländer können aber auch nur mit wenig Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, in Asien Bundesgenossen zu finden. Ein Asiat, der zwischen der Bundesgenossenschaft Rußlands und der Englands zu wählen hat, wird sich unbedingt folgende zwei Fragen vorlegen: Wer ist der Stärkere? und wo kann ich am meisten gewinnen? Und es ist wohl kaum zweifelhaft, wie die Antwort ausfallen würde. Beginnen wir zunächst mit Persien. Wenn der Schah Vertrauen auf die Stärke und Bundestreue Englands haben könnte, so würde er wahrscheinlich dessen Partei ergreifen. Aber wo viel zu gewinnen ist, da ist auch viel für ihn zu verlieren. Und die Aussichten auf Gewinn sind nicht günstig. Auch ist der Schah schon einmal von England in der Stunde der Gefahr vertragsbrüchig im Stich gelassen worden. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß die besten Kenner Persiens erklären, das beste, was England hoffen könne, sei eine Neutralität des Schahs, ein Bündnis mit Rußland aber sei durchaus nicht unwahrscheinlich. Schließlich würde eine feindselige Haltung Persiens gar nicht so gefährlich für Rußland sein, wie die Engländer meistens annehmen. Die persische Provinz, von der aus allein die Flanke und die Rückwärtsverbindungen einer gegen Indien rückenden russischen Armee bedroht werden könnten, ist Khorassan. Aber diese große nordöstliche Provinz hängt, gemäß der Lage der großen Sandwüste, mit den westlichen und südlichen, bewohnten Teilen Persiens nur durch einen schmalen Streifen im Südosten des Kaspisees zusammen. Die politische Verbindung, die stets nur lose gewesen ist, kann von Rußland mit einem Schlage durch die Besetzung von

Astarabad gelöst werden. Khorassan ist dann ganz in seiner Hand, und jede von Teheran ausgehende Unternehmung läßt sich von Astarabad aus leicht vereiteln.

Von größerer Bedeutung ist die Haltung der Afghanen, weil sie die Zugänge zu den Suleimanpässen besetzt halten. Aber auch hier hat England wenig zu hoffen. Wohl bemüht es sich, durch regelmäßige Zahlung von Subsidien den Amir auf seiner Seite zu halten und seine Zentralgewalt zu verstärken. Aber Afghanistan hat nie eine feste monarchische Regierung gehabt und kann sie nie haben. Die Nation besteht aus einer Vereinigung von mehr oder weniger unabhängigen Stämmen, deren Hauptzug ein starkes, zügelloses Freiheitsgefühl ist. Und selbst wenn der Amir treu zu England hielte, so würde das von wenig Gewicht sein, wenn nicht die Masse seiner Unterthanen zu derselben Seite hinneigte. Das ist aber kaum anzunehmen. Rußland erscheint als der angreifende, folglich als der stärkere Teil. England hat sich durch zwei ungerechte Kriege die rachsüchtigen Afghanen zu Feinden gemacht. Und vor allem: „Der Afghane wie der Turkomane ist ein berufsmäßiger Freibeuter. Er hält es für löblicher, sich zu bereichern durch Mord und Plünderung als durch Fleiß und Arbeit; und man kann sich leicht den Triumph und die Freude dieser angenehmen Gesellschaft vorstellen, wenn es dem weißen Zaren an der Newa in den Sinn kommen sollte, einen Zug nach Indien zu unternehmen und sie zur Teilnahme aufzufordern.“

Auch die turkomanischen Freischaren, die sich dem Heere des Zaren anschließen werden, sind nicht zu unterschätzen. „Das nomadische Element hat immer einen großen Teil der Heere gebildet, die in Indien vom Nordwesten einfielen, und wenn diese Nomaden zur Zeit des Nadir im Felde erschienen, gedrillt im Geiste der militärischen Organisation Altasiens, so wird Rußland Sorge tragen, daß die mit ihm marschierenden in allen Beziehungen den modernen Ansprüchen an eine Miliz dieser Art nachkommen werden“ (Vambéry). Die Russen haben, nach Vambérys Bericht, auch schon begonnen, die Turkomanen als irreguläre Kavallerie nach dem Muster der Kosaken zu organisieren. Und daß sich Rußland der Hilfe dieser fliegenden Scharen bedienen würde, dafür bürgen die Worte General Skobelevs. Im Jahre 1878, als der Ausbruch eines russisch-englischen Krieges drohte, legte der Feld von Plewna der russischen Regierung einen Plan für einen Zug gegen Indien vor, der auch zur Ausführung gekommen sein würde, wenn der Berliner Kongreß erfolglos geblieben wäre. Darin heißt es: „Es wird schließlich unsre Pflicht sein, Massen asiatischer Kavallerie zu organisieren, sie unter der Losung von Mord und Plünderung nach Indien hineinzuwerfen, gleichsam als eine Avantgarde, und so die Zeiten eines Tamerlan zu erneuern.“ Aber alle diese Nachteile werden durch die Gunst der natürlichen Lage aufgewogen. Nicht in seiner eignen Militärmacht, nicht in der Bundesgenossenschaft anderer Staaten oder

Völker findet Anglo-Indien seinen besten Schutz, sondern in seiner geographischen Abgeschlossenheit. Wir haben schon gesehen, daß die indische Halbinsel von der Landseite nur im Nordwesten zugänglich ist. Aber selbst hier an dem „Thore Indiens“ ist der Zugang sehr erschwert. Die wohlwollende Natur hat, nicht zufrieden, die reichen Ebenen Hindustans durch die milden, 3000 Meter hohen Ketten des Sulaimangebirges zu schützen, diesem breiten Gebirgswall auf der Außenseite noch das rauhe Gebirgsland von Afghanistan und die öde Hochebene von Belutschistan in einer Breite von 500 Kilometern vorgelegt. Von diesen ist die letztere wiederum von Westen her durch die Wüste von Mekran gänzlich unzugänglich gemacht, sodaß in der That nur der Teil der indischen Nordwestgrenze angreifbar ist, der zwischen dem 28. und dem 34. Grad nördlicher Breite liegt. Der Marsch eines größern Heeres über das in der letzten Zeit so viel genannte Pamirplateau ist bei der Höhe, Breite und völligen Unwirtlichkeit der betreffenden Gebirgsmassen sicher ein Ding der Unmöglichkeit; dieses entlegne Gebiet verdankt überhaupt seine Bedeutung nur dem Umstande, daß es der russischen Diplomatie ein geeignetes Feld für ihre beliebte politische Maulwurfsarbeit bietet.

Indien kann nur auf dem Wege durch Afghanistan betreten werden. Auf Afghanistan aber drückt Rußland von zwei Seiten her, von Turkestan und vom Kaspisee aus. Von diesen beiden verdient der Kaspisee unbedingt den Vorzug als Basis für größere militärische Unternehmungen wegen seiner viel bessern Verbindungen mit dem europäischen Rußland (Wolga, cis-kaukasische Bahn, Schwarzes Meer mit der Anschlußbahn Batum=Tiflis=Baku) und wegen der Nähe der starken Kaukasusgarnisonen. Natürlich würde bei einem Kriege gegen Indien die Mitwirkung einer von Samarkand aus operirenden Armee schwer in die Waagschale fallen, aber der Hauptstoß würde nicht von Turkestan, sondern vom Kaspisee erfolgen, nicht auf der Linie Balkh-Kabul, sondern auf der Linie Herat-Kabul oder Herat-Kandahar.

Wegen der natürlichen Schutzwälle Indiens und insbesondre wegen der Rauheit des afghanischen Berglandes, die die Unkenntnis noch in phantastischer Vergrößerung erscheinen ließ, hat man einen solchen Heereszug oft für unmöglich gehalten. Sehr mit Unrecht. Der Marsch eines ansehnlichen Heeres von dem Kaspisee nach dem Indus ist entschieden ausführbar. Wenn Alexander, wenn Timur, Dschingis Khan und andre große Armeen über Herat-Kandahar sowie über Balkh-Kabul nach Lahor führen konnten, warum soll es für die Russen unmöglich sein? Der Zweifler wird einwenden, jene alten Eroberer hätten keine Geschütze mit sich zu schleppen gehabt. Aber dieser Einwurf kann uns nicht beirren, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß 1837 eine persische Armee von 35000 Mann und 50 Geschützen vom Kaspisee nach Herat gezogen ist; daß 1880 Njub Khan 30000 Mann und 30 Geschütze von Herat nach Kandahar geführt hat; und daß schließlich die Engländer von Indien

aus wiederholt nach Kandahar marschiert sind. Also auf der ganzen Strecke sind schon früher Kanonen gefahren. Gewiß dürfen die Schwierigkeiten der Gebirgsmärsche nicht unterschätzt werden. Die weiten Entfernungen, die Höhe der Pässe, die Rauheit der Gebirge, die dünne Bevölkerung der Gegenden, der niedere Kulturzustand des Landes und die damit verbundene schlechte Beschaffenheit der Wege, der kriegerische Sinn der wilden Gebirgsvölker — das alles bildet eine Reihe von Hindernissen, deren Überwindung sehr hohe Anforderungen an Führer und Truppen stellt. Aber in der Genügsamkeit des russischen Soldaten, in seiner Gewöhnung an Entbehrungen und an Unbilden des Klimas sind die hauptsächlichsten Voraussetzungen zur Bewältigung der gestellten Aufgaben gegeben. Schon wiederholt haben russische Heere durch derartige Marschleistungen Bewunderung erregt. Suwarows Winterzug über die Alpen stellte jedenfalls höhere Ansprüche an die physische Leistungsfähigkeit der Truppen, als ein Sommermarsch über den Hindukusch und den Suleiman. Und auch die langjährigen Bergkämpfe im Kaukasus legten den Regimentern des Zaren außerordentlich gewöhnliche Strapazen auf.

Aber die Verpflegung! Hat nicht Wellington, das große militärische Orakel der Engländer, zu Beginn dieses Jahrhunderts einmal von Afghanistan gesagt, daß „eine kleine Armee darin vernichtet werden, eine große darin verhungern müsse“? Nein, auch die Verpflegung eines größeren Heeres ist möglich; hat sie sich doch früher als möglich erwiesen. An 100000 Mann hat einst Alexander vom Kaspisee über Merv (Margiana), Herat (Alexandria), Farah (Bharazana), Kandahar (Alexandropolis), Kabul (Cabura) und Balkh (Baktra) nach dem Tjarartes geführt und von dort zurück über Balkh, Kabul nach Lador (Tajila). Und mehrere von den Heeren späterer Eroberer zählten über 80000 Mann und bestanden aus asiatischen Aufgeboten, die gewöhnlich ebenso viel zerstörten, wie sie verzehrten. Freilich darf nicht außer Acht gelassen werden, daß diese zum großen Teil Nomaden waren, die bei der Menge ihrer Transportmittel eine ungeheure Schnelligkeit entfalten konnten und in ihren Herden eine Art wandelnden Magazins besaßen. Aber diese Vorzüge können durch eine geordnete Verpflegung ausgeglichen werden. In Khorassan und dem Thale von Herat dürften überhaupt keine Schwierigkeiten entstehen. Weiterhin auf dem Marsche durch Afghanistan findet sich Wasser überall, während die saftigen Gebirgswiesen hinreichendes Futter für die Pferde liefern. Die Mitführung von Eßwaren für die Menschen ist durch die Erfindung der komprimierten Nahrungsmittel ungemein erleichtert worden. „Kann doch ein einziges Kamel den Bedarf für 1000 Mann und ein roher Wagen, der nur zehn Zentner Tragfähigkeit hat, den für 2000 Mann für einen Tag fortschaffen.“ Natürlich bleibt die Verpflegung größerer Massen auf dem langen Marsche immer eine äußerst schwierige Aufgabe.

Daß also der Marsch eines größeren Heeres vom Kaspisee zum Indus

möglich ist, lehrt die Geschichte. Aber die Verpflegung der Truppen bietet gewaltige Schwierigkeiten, und daß sich die russische Heeresleitung, deren schwächste Seite gerade die Intendantur ist, diesen gewachsen zeigen würde, ist zweifelhaft. Auf keinen Fall kann Rußland hoffen, seine Überlegenheit in der Zahl auf dem Schlachtfelde auszunutzen. Wenn es ihm gelänge, ein der anglo-indischen Feldarmee (100000 Mann) gewachsenes Heer nach Indien zu werfen, so hätte es sehr viel erreicht.

Nehmen wir nun einmal an, daß all die geschilderten Schwierigkeiten glücklich bewältigt wären, und das russische Heer den Weg bis zur indischen Grenze zurückgelegt hätte. Ob dann die Engländer die Richtung des letzten Vorstoßes früh genug erkennen würden, um sich rechtzeitig vor den Pässen sammeln und den Feind beim Hervorbrechen angreifen zu können, läßt sich natürlich nicht vorher bestimmen. Aber auch wenn den Russen der Einbruch in die Ebne gelungen wäre, würden sie immer noch ein großes Hindernis im Indus zu überwinden haben. Gerade zu der Zeit, wo allein die Ankunft des russischen Heeres erfolgen könnte, d. h. im Spätsommer, ist der Fluß besonders breit und reißend.

Der Verteidiger würde mit frischen Truppen in starker Stellung hinter einem mächtigen Strome stehen. Er könnte verschanzte Lager errichten nach dem Muster von Plewna, zu deren Bewältigung der Angreifer nur über Feldgeschütz verfügen würde. Mit einem fruchtbaren Gebiet, gewerblichen Hilfsquellen und Eisenbahnen in seinem Rücken brauchte er keinen Mangel an Munition oder Lebensmitteln zu befürchten. Für den Entscheidungskampf würden also immer noch die materiellen Vorteile auf Seiten der Engländer sein, das moralische Übergewicht dagegen auf Seite der Russen. Denn die Engländer würden sechten unter dem Eindrucke des trotz aller Schutzwälle erfolgten Einbruchs des feindlichen Heeres; sie würden kämpfen, den Aufruhr im Rücken und vielleicht Gährung im eignen Lager. Wie anders ihre Gegner! Führer und Truppe aneinander gekettet durch die Erinnerung gemeinsam bestandner Gefahren, gemeinsam überwundner Hindernisse; das Vertrauen in die eigne Kraft gehoben durch das Bewußtsein vollbrachter Großthaten, würden sie durch die Begeisterung über die Erreichung des weiten Zieles angespornt werden, durch eine letzte Anstrengung den Preis für alle frühern Mühen zu pflücken. Der Ausgang würde natürlich von der beiderseitigen Führung abhängen. Eine Niederlage des britischen Heeres aber würde das anglo-indische Reich bis in den Grund erschüttern. Sie wäre, wenn nicht das Ende, sicher der Anfang vom Ende.

Ein russischer Angriff also, verbunden mit einer gleichzeitigen Erhebung ihrer innern Feinde, ist die einzige Gefahr, die in absehbarer Zeit die englische Herrschaft auf der Halbinsel ernstlich bedrohen könnte. Mit dieser Möglichkeit sollten die Engländer rechnen, mehr rechnen, als sie es thun. Die Briten

sollten suchen, Anglo-Indien wirklich unangreifbar zu machen, nicht, indem sie, wie schon so oft, Millionen über Millionen in die bodenlosen Taschen der Afghanen und Perser versenkten, sondern durch Vermehrung ihrer eignen Streitkräfte. Der Stärke eines Invasionsheeres ist ja durch die natürlichen Verhältnisse eine Grenze gesetzt, und es liegt somit in der Macht des Verteidigers, sich auch die Überlegenheit der Zahl zu sichern. Aber die Masse des britischen Volks wiegt sich nach wie vor in dem Traume, daß es im Falle eines Kriegs immer noch früh genug sei, die nötigen Heere zu schaffen. Sie glaubt wirklich mit einem ihrer besten Geschichtschreiber, daß, „wenn sich die russischen Adler dem Indus näherten, die indischen Truppen im Augenblick auf eine halbe Million vermehrt werden könnten.“ Die große Wahrheit, daß in unsrer Zeit das Geheimnis kriegerischer Erfolge in der organisatorischen Arbeit des Friedens liegt, ist dem englischen Geiste noch nicht aufgegangen. Vielleicht behält jener alte britische General Recht, der uns, seinen deutschen Freunden gegenüber, stets wiederholte: „Wir werden nicht klug, ehe wir nicht einmal tüchtige Prügel bekommen haben!“



## Eine neue Karte des deutschen Reichs



ewiß haben viele Leser der Grenzboten im letzten Sommer die Worte des Franzosen mit dem unfranzösischen Namen über deutsch-französische Geistesbeziehungen ebenso interessant gefunden, wie der Verfasser dieser Zeilen. Wenn aber Herr Ruysen sagt: *Nous passons pour ne pas savoir la géographie: nous avons pourtant si bien profité des méthodes de Kiepert et de Justus Perthes qu'une maison allemande négocia l'an dernier avec un institut cartographique français la confection d'une carte de l'Allemagne*, so wird der zweite Teil des Satzes bei uns einigem Kopfschütteln begegnen; ja was sind wohl die geographischen Methoden des seligen Justus Perthes?

Es hat eine Zeit gegeben, wo mit einigem Recht die Geodäsie und die anschließenden Fächer, praktische Astronomie (geographische Ortsbestimmung) und Kartographie als *science toute française* bezeichnet werden konnten. Aus der Zeit, da sich die französische Akademie durch die beiden großen Gradmessungsexpeditionen nach Peru und nach Lappland unvergänglichen Ruhm erwarb, stammte besonders jenes französische Übergewicht in der Geodäsie. Die wenig spätere Karte von Frankreich von Cassini de Thury, ein staunens-